

Literaturzirkeltreffen am 1. Dezember 2015

Aktuelles:

- Das nächste Treffen des Zirkels wird aufgrund der Feiertage nicht am 5.1.2016, sondern erst am 12.1.2016 stattfinden.
- Die Abstimmung über die Lektüre zur Diskussion im Februartreffen entschied mit 6 von 18 abgegebenen Stimmen für die „Die Ausgewanderten“ von W.G. Sebald.
- Als weiteres Werk mit ähnlicher Ausrichtung wie Werfels „Musa Dagh“ wurde dem Zirkel von einer Leserin Edgar Hilsenraths „Märchen vom letzten Gedanken“ ans Herz gelegt.
- Die Ausstellung "Wir brauchen einen ganz anderen Mut. Stefan Zweig - Abschied von Europa" ist bis zum 24.3.2016 in der Deutschen Nationalbibliothek in Frankfurt zu sehen. Sie passt ausgezeichnet zu unserem aktuellen Themenkreis, weswegen wir sie ausdrücklich empfehlen und beim nächsten Treffen versuchen werden, einen gemeinsamen Besuch zu arrangieren.
- Thema des nächsten Lesezirkels am 12.1.2016 ist der Roman „Exil“ von Lion Feuchtwanger.

Besprechung: Franz Werfel „Die vierzig Tage des Musa Dagh“

Leseindrücke:

Trotz vereinzelter Kritik an Teilaspekten stießen die „vierzig Tage“ im Leserkreis nicht nur auf Wohlwollen, sondern überwiegend sogar auf Begeisterung. Bei einem Werk von annähernd 1000 Seiten ist dies alles andere als selbstverständlich. Lediglich eine Leserin, die allerdings einräumte, generell eher Sachbücher als Belletristik zu lesen, fühlte sich vom Roman nicht sonderlich gefesselt. Dennoch fand sie die Sprache in ihrem Detailreichtum interessant, wenn auch veraltet und mitunter etwas langatmig. Hier widersprachen allerdings andere Teilnehmer, fanden sie doch, dass gerade die zahlreichen ausführlichen Schilderungen derart organisch in das Erzählgeschehen verwoben waren, dass sie eben nicht wie Fremdkörper hervorstaken – wie dies bei einigen gelesenen Werken jüngerer Datums durchaus kritisiert wurde. Dank der Fülle der Daten, Fakten und Beschreibungen bekannte ein Leser, das Werk „als Geschichtsbuch“ gelesen zu haben, und nahezu jeder hatte aus dem Buch viel Wichtiges über die zugrundeliegenden Ereignisse und ihre Epoche erfahren. Abgesehen vom Wissensgewinn waren die meisten schlicht von der Handlung gefesselt, wenn auch viele Passagen als grausam und schrecklich empfunden wurden. Trotz des eindeutigen geschichtlichen Bezugs ließ sich viel Außergeschichtliches und zeitlos Gültiges aus dem Roman herauslesen, vor allem was die Beziehungen der Menschen untereinander betraf. Da störte es dann auch kaum, wenn die Fremdwörter und Fachausdrücke bisweilen etwas überhandnahmen oder Urteile über bestimmte Ethnien vielleicht einen Hauch zu kategorisch ausfielen – kaum jemand wollte abstreiten, dass man es mit einem Meisterwerk zu tun hatte.

Diskussion:

Ein markanter Bruch des Werkes ist das Hineingeworfenwerden der Familie Bagradian in das „armenische Exil“. Während Gabriel, der das Dorf vor 23 Jahren verlassen hat, seine Erinnerung allmählich wiederfindet, sind Frau und Sohn zunächst völlig Fremde, da sie bislang nie mit Armenien zu tun hatten. Während Juliette sich partout nicht in die von ihr als hoffnungslos unterlegen

wahrgenommene armenische Kultur hineinfinden mag, drängt Stephan rasch darauf, von den Gleichaltrigen als einer der Ihren anerkannt zu werden. Dies beginnt mit Äußerlichkeiten wie der traditionellen Kleidung, schlägt sich aber auch bald im Verhalten nieder, was ihn der Mutter zusehends entfremdet. Der Gegensatz Paris – Yoghonuluk, der allgemeiner für den Gegensatz West – Ost steht, zieht sich, ebenso wie der Gegensatz Armenier – Türken durch das gesamte Buch. Als westlich gelten das Intellektuelle, Vorausschauende, Planende, wohingegen dem Osten das Instinkthafte, Naturverbundene und Triebhafte zugeschrieben werden. Zurecht wurde jedoch darauf hingewiesen, dass diese Kontraste eher ein Bildungsgefälle als kulturelle Eigenheiten charakterisieren. Der Gegensatz zwischen Juliette und den Dorfbewohnern des Musa Dagh ist vor allem der zwischen Upper Class und Handwerkern oder Bauern. Auch innerhalb der Gesellschaft der Armenier gibt es eine Rangordnung in intellektueller, ökonomischer und politischer Hinsicht. Hinsichtlich ihrer Kultur erfährt man vor allem, dass sie sich auf sehr alte Traditionen stützt, die sich wohl auch in der Abgrenzung zu anderen Kulturen geformt haben. Im Gegensatz zu den Türken treiben sie keine Landwirtschaft, was sie hinsichtlich der Nahrungsmittelversorgung im Feldlager auf dem Musa Dagh beinahe das Leben kostet. Sie haben eine lange Geschichte von Anfeindungen hinter sich, was zum einen ihre Identität stärkt, zum anderen unweigerlich an das jüdische Volk erinnert – eine Ähnlichkeit, die noch häufiger anklingen wird.

Ihre Verbindung finden beide Seiten, die armenische und die westliche, in Gabriel Bagradian, der quasi mit dem im Westen – und bei den Türken – erworbenen Wissen seinem Volk die Rettung bringt. Die Fülle von Qualitäten, die in seiner Person vereinigt sind, strapaziert bisweilen fast die Glaubwürdigkeit der Erzählung – zu heroisch, klug und edel wirkt er oft. Trotz seiner armenischen Herkunft und Kindheit stehen ihm die Dorfbewohner misstrauisch gegenüber, empfinden ihn nicht als einen der Ihrigen. Erst durch die Vermittlung von Ter Haigasun wird er in seiner Führerrolle anerkannt. Ter Haigasun ist es übrigens auch, der das Ost-West-Klischee durchbricht. Auch er plant klug, handelt überlegt, lässt sich nicht von seinen Trieben und Neigungen überwältigen. Umgekehrt kennt er das impulsive Naturell der Dorfbewohner nur zu gut und weiß ihre Energie in die richtigen Bahnen zu lenken.

Ohne diese Fähigkeit wäre der Widerstand gegen die Türken wohl zerbrochen, da immer wieder neue Interessenskonflikte zwischen den Dorfbewohnern, den Ortsvorstehern, den Deserteuren und der Führung des Lagers aufkeimen. Die Darstellung der Kleinlichkeit und Gemeinheit der Dörfler untereinander ist ebenso scharf beobachtet wie ernüchternd. Sie ist umso deprimierender, als sie sich unter anderen Umständen auch heute noch beobachten lässt – überall dort, wo Menschen meinen, aus Rang und Prestige über ihren Mitmenschen zu stehen. Die kluge Psychologie hinter der Schilderung der Charaktere und ihrer Beziehungen untereinander böte Stoff für viele Diskussionsabende, leider konnte im Zirkeltreffen aus Zeitmangel nicht detaillierter auf sie eingegangen werden.

Je länger Bagradian gegen die Belagerer kämpft, desto mehr „sinkt er ins Volk zurück“ und entfremdet sich von seinen Pariser Jahren. Am Ende bleibt er zurück, weil er weiß, dass ihn nach dem Tod seines einzigen Sohnes anderen Ortes nichts erwartet. Die Parallele zu Moses liegt nahe, auch dem Anführer der Israeliten ist es lediglich vergönnt, das Gelobte Land zu schauen, es aber nicht zu betreten. Moses, Israel, erzwungene Auswanderung – das Schicksal der Armenier in Werfels Buch wirkt wie eine unheilvolle Prophezeiung des Schicksals der Juden in der Shoah. Was konnte Werfel wissen, was konnte er 1933 bereits ahnen? Sein Buch wurde nicht ohne Grund zu einem Schlüsselwerk für verfolgte Juden im Dritten Reich. Die Frage „Widerstand leisten oder sich ergeben?“ wird im Roman ausgiebig und mehrfach diskutiert, und obwohl die Entscheidung

offensichtlich mehrheitlich zugunsten des Widerstandes ausfällt, macht sich Werfel die Antwort nicht leicht. Für und Wider kommen wiederholt zur Sprache, und obwohl sich der Kampf gegen die Belagerer am Ende lohnt, fordert er bittere Opfer – neben dem Verlust von Familienangehörigen und Freunden auch die Aufgabe der Heimat.

Die Frage nach der Darstellung eines Heimatbegriffs im Buch konnte leider nicht beantwortet werden, da die Diskussion rasch in eine Auseinandersetzung mit dem Heimatbegriff überhaupt umschlug. Ein Leser bemerkte, bei Werfel definiere sich Heimat als Gruppe von Menschen mit gemeinsamer Erfahrung, also gewissermaßen als Kulturgemeinschaft. Diese Definition unterscheidet sich von der wohl verbreitetsten dadurch, dass sie klar Heimat von Herkunft trennt, was bei Völkern mit einer Geschichte von Vertreibungen notwendig und sinnvoll ist. Die Herkunft legt man nicht ab, aber eine Heimat kann man auch dort finden, wo man nicht herkommt. Man fühlt sich am ehesten dort heimisch, wo man sich nicht ausgegrenzt fühlt, sondern dazugehört, also der „Normalfall“ ist. Dieses Gefühl bleibt immer subjektiv, ebenso wie der Heimatbegriff an sich. In diesem Sinne bot Paris Gabriel Bagradian nie eine Heimat.

Fazit:

Die Diskussion zeigte sehr eindrücklich, dass gerade bei Themen mit aktuellem Bezug die Trennung literarischer Aspekte von gegenwärtigen politischen Gesichtspunkten sehr schwierig ist. Immer wieder glitt die Behandlung von Fragen wie „Wie gestaltet Werfel das Thema Identität?“ oder „Was bedeutet ‚Heimat‘ für die Charaktere des Romans?“ in Debatten über die Definition von Identität oder Heimat an sich ab. Soll jegliche Abschweifung rigoros durch die Moderation unterbunden werden, oder geht es lediglich darum, Exzesse einzudämmen? Wäre der sicherste Weg, Themen mit zu starken tagespolitischen Berührungspunkten von vorneherein auszuklammern? Die Antworten auf derartige Fragen müssen in der produktiven Auseinandersetzung im Zirkel immer wieder neu erarbeitet werden. „Die vierzig Tage des Musa Dagh“ sind gerade deshalb ein Meisterwerk, weil sie unabhängig von der Frage des Genozids an den Armeniern viele zeitlose Beobachtungen und Wahrheiten enthalten, die sich auf viele Epochen, viele Gemeinschaften, und viele Auseinandersetzungen anwenden lassen.